

GEISTIGE NOT BEI DEN ZUKÜNFTIGEN FÜHRERN JAPANS

Wohl und Wehe der Studentenwelt

von H. van Straelen SVD

Es ist Ende April 1958. Die Flammen der alljährlichen „Hölle“ der japanischen Examina sind gelöscht. Die Zahl der Examinanden betrug dieses Mal beinahe 700 000. Nur einem von fünf oder sechs dieser Kandidaten glückte es, auf eine Alma mater zu kommen. Die übrigen haben sich der ungeheuren Zahl der Enttäuschten angeschlossen, deren Japan leider so viele zählt. Diejenigen, die jetzt die Schwelle der Hochschule überschritten haben, sind in Sicherheit. Wenn keine besonderen finanziellen Schwierigkeiten oder Krankheiten eintreten, werden sie alle im Laufe von vier oder fünf Jahren ihre Studien abschließen. Denn es ist in Japan keine Gewohnheit, im Laufe des Universitätsstudiums in einem Examen noch mal durchzufallen. Sonst würden nämlich Studenten und Professoren ihr Gesicht verlieren, was im fernen Osten nicht vorkommen darf. Erfreulicherweise beginnt hierin aber langsam eine Änderung zu kommen, wie wir gleich hören werden. So haben wir es schon hier mit einer der vielen sonderbaren Erscheinungen zu tun, die in der akademischen Welt Japans zutage treten. Doch ich will nicht vorgreifen, sondern mit einer allgemeinen Übersicht beginnen.

Die Zahl der Universitäten beträgt in Tokio allein 79, außerhalb Tokios 143 und in ganz Japan 222! Dabei sind die ungefähr 200 kleinen Universitäten, die einen nur zweijährigen akademischen Kursus führen, nicht einmal mitgerechnet. So gibt es in Japan sowohl absolut als auch relativ mehr Universitäten als in irgendeinem anderen Lande.

Wie sind nun im allgemeinen die Zustände an diesen Universitäten? Was für Leute dozieren und studieren dort?

Wie die meisten anderen Institute in Japan wollen auch die Universitäten jetzt nach achtzehn Jahren Krieg, Niederlage und Besatzung zu einem normalen Betrieb zurückkehren. Das geht freilich nicht ohne Streit und Schmerz. Die akademische Welt muß einen kulturellen Rückstand aufholen und hat außerdem zu kämpfen mit ökonomischen Schwierigkeiten, persönlichen Mißerfolgen und Enttäuschungen. Ein Nicht-Japaner wird in bezug auf japanische Studenten und Professoren leicht verallgemeinern. Denn ein paar Universitäten und eine kleine Gruppe, die sich selbst, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, die „Intellektuellen“ nennt, wollen für das ganze Land den Ton angeben. Was der Durchschnittsakademiker denkt, bleibt allzusehr im Dunkeln. Ich will deshalb vorsichtig sein. Das Wort *sensei* (Lehrer) ist in Japan ein inhalt-

schweres, ein fast magisches, ein sehr zweideutiges Wort. *Sensei* bedeutet nicht nur Lehrer, sondern auch Gelehrter, geliebter Meister; es bedeutet Verstand, Gelehrtheit, Kultur, Rang, der Ehrfurcht abzwingt. Die Tatsache, daß jemand Universitätsprofessor ist, gibt ihm im kulturell hochstehenden Japan sehr hohes Ansehen. Andererseits bezeichnet das Wort 'Lehrer' mitunter jemand, der alte Diktate wiederkaut; es bezeichnet den überarbeiteten und unbezahlten Diener einer Regierungsstelle oder eines Privat Instituts oder einen Mann, der nicht verschmitzt genug ist, um durch theoretische Geldübertragung von einer Bank zur anderen reich zu werden, oder den sich nicht recht behaglich fühlenden Bewohner eines elfenbeinernen Turmes. Zuweilen deutet 'Lehrer' auf jemand hin, der populäre Artikel schreiben muß, um am Leben zu bleiben. Der *sensei* ist jemand, der in „einer anderen Welt lebt“ und am besten bleiben sollte; jemand, der, wie man annimmt, gerne Hunger leidet, um einen Kommentar zu einem Kommentar schreiben zu können; jemand, der Privatstunden in „Handels-Englisch“ geben muß, um sich sein Essen kaufen zu können. Das Wort 'Lehrer' ist also bei den Japanern sehr zweideutig und hat einen vielfachen Sinn.

So wie ich ihn kenne, ist der japanische Akademiker freundlich, als Gelehrter aufrichtig und, wenigstens äußerlich, sehr bescheiden. Ich erinnere mich noch gut und war sehr darüber erstaunt, als ich zum ersten Mal an einer Professorenversammlung teilnahm, bei der sich sechs neue Kollegen vorstellten: „Mein Name ist Kurozawa. Ich studierte ohne viel Erfolg in Tokio, und ich bitte um Nachsicht.“ — „Mein Name ist Shikama. Ich besuchte vier Jahre eine deutsche Universität. Ebenfalls schrieb ich zwei Bücher, die ziemlich wertlos sind.“ — „Mein Name ist Hayakawa. Nach meinen Studien in Kyoto bin ich nach Frankreich gefahren, um weitere Forschungen zu betreiben. Aber es hat alles nichts genützt, und so werde ich wohl eine Last für diese Universität werden.“ Und so geht es weiter. Die neuen Kollegen in Bonn oder Köln werden sich wohl nicht mit solcher Zurückhaltung introduzieren.

Als Menschen kann man den japanischen Professor mit dem europäischen Akademiker vergleichen. Ebenso wie dieser ist er bisweilen geneigt, seine Fachkenntnis auf dem einen oder anderen extravaganteren Gebiet als Zeichen von sittlichem Mehrwert zu betrachten. Man findet in Japan wohl Akademiker, die nur schwer ihrer Neigung widerstehen können, sich auf einen sonderbaren, obskuren und kleinlichen Gegenstand, der fast niemand interessiert, zu spezialisieren, was freilich auch bei europäischen Professoren vorkommt. Diese, fast möchte ich sagen, menschenunwürdige Spezialisierung wird in Japan noch verschlimmert durch eine gewisse akademische Überbevölkerung, die dort wahrscheinlich ernstere Formen angenommen hat als anderswo. Wohlgemerkt: „akademische“ Überbevölkerung; denn eine allgemeine Überbevölkerung gibt es in Japan nicht. Jedoch ist der japanische Akademiker kein intellektueller Snob (Gekk). Er ist eifrig, gibt sich alle Mühe und lebt mit seinen Kollegen in Frieden.

Die intellektuelle Hauptstadt Japans ist Tokio und die Tokio-Universität ihr Heiligtum. Unter der amerikanischen Besatzung hat man sich ernstlich bemüht, die kulturelle Überkonzentration in Tokio und einigen anderen großen Städten auf annehmbare Proportionen zurückzuführen. Zu diesem Zweck wurden über das ganze Land hin 67 örtliche Universitäten gegründet. Aber es hat nur wenig geholfen. Noch jetzt dominieren sieben große nationale Schulen, die früheren kaiserlichen Universitäten. Jedes Jahr streben Hunderttausende danach, an diesen Universitäten anzukommen. Ein akademischer Grad der Tokio-Universität ist die beste Empfehlung für den Staatsdienst. Ein Grad von einer der sieben genannten kaiserlichen Universitäten ist von großem Werte zur Erlangung jeder anderen Stellung. Wer bei den strengen Zulassungsexamina durchfällt (in Tokio wenigstens sieben von acht Kandidaten), ist auf eine andere öffentliche Universität angewiesen oder muß sehen, wie er das Geld zusammenbringt für eine gute Privatuniversität, wie es die *Keio*- oder die *Waseda*-Universität ist. Aber auch diese haben sich hinter vergleichenden Zulassungsexamina gut verbarrikadiert. Der Grund für diese entmutigende Situation ist wahrscheinlich der, daß Japan nicht allen jungen Leuten, die einen Grad erlangen wollen, ihren Wunsch zu erfüllen vermag. Das sieht Japan selbst leider noch nicht ein. Auch ökonomisch scheint mir dies sehr unvernünftig zu sein; denn es ist ein großes Problem, den vielen Abiturienten zu entsprechenden Stellungen zu verhelfen. Es wäre für Japan besser, wenn es nur ein Drittel oder ein Viertel der Zahl seiner Studenten zählte. Eine Folge der schweren Zulassungsexamina an der Tokio-Universität ist, daß die Wahl des zu besuchenden Kurses und damit auch die Wahl der Zukunft des Studenten bestimmt wird von der Schwere des verlangten Examens.

Die intellektuelle Elite Japans hat nur den Wunsch, an der staatlichen Tokio-Universität zu studieren. Manche Abiturienten sind von dieser Idee so besessen, daß sie zu leiden scheinen an einer Krankheit, die man die „*Todai*-Neurose“ nennen könnte. (*Todai* ist die gewöhnliche Abkürzung für Tokio-Universität.) Geht dieser feurige Wunsch nicht in Erfüllung, kann diese „Krankheit“ zum Selbstmord führen. Noch ganz kürzlich wurde dieser Ausweg gewählt von einem jungen Mann, der acht Jahre nacheinander vergeblich versucht hatte, über den „Everest“ des Zulassungsexamens hinwegzukommen. Selbstmorde sind jedoch keine Spezialität der *Todai*, sondern kommen auch an anderen Universitäten vor. Voriges Jahr z. B. machten sieben Studenten der staatlichen Nagoya-Universität ihrem Leben ein Ende. (In Nagoya gibt es 12 Universitäten, von denen die Nagoya-Universität die bedeutendste ist.) Das „Bureau-Studentenbelange“ dieser Universität hat anlässlich dieser Selbstmorde eine Enquete angestellt, um die Schwierigkeiten der Studenten zu erforschen. Diese Enquete ergab, daß die Hauptschwierigkeiten zusammenhingen mit dem Studium und der finanziellen Lage der Studenten, mit ihrem Blick auf das Leben und auf die Zukunft. Nur selten werden Professoren oder Freunde mit in die Sorgen hineingezogen. (So ist es auch

an unserer katholischen Nanzan-Universität; die Studenten sind in dieser Hinsicht sehr zurückhaltend.) Mit Entsetzen vernimmt man aus dieser Enquete, daß ein Drittel aller Studenten, die an der Schwelle des Lebens stehen, noch über die Ursache und den Sinn ihres Daseins im unklaren ist. Wer sieht da nicht ein, wie absolut notwendig eine gesunde Lebensphilosophie für die akademische Welt Japans ist! Es gibt zu viele japanische Studenten, die nicht wissen, wofür sie eigentlich leben, und keinen Grund einsehen, warum sie sich anstrengen sollten. Vielleicht hat die Angst um ihre zukünftige Lebenslage und Stellung diesen Geisteszustand mitverursacht. Aber gerade diese Mentalität macht die Studenten, sobald sie ihr Diplom in der Tasche haben, zu „abgelebten, besoldeten Arbeitern“, zu Menschen, die kaum einen Willen zum Leben haben. 48 Prozent der Studenten suchen ihre Schwierigkeiten selbst zu lösen; 17 Prozent fragen Freunde um Rat; 6 Prozent suchen zu Hause einen Ausweg, und ungefähr 3 Prozent suchen die Lösung in Büchern zu finden. Ihren Professoren gegenüber bleiben die Studenten stets zurückhaltend, auch an unserer Nanzan-Universität, aber darin kommt allmählich eine Änderung zum Guten.

Warum legen sie ihre Schwierigkeiten nicht den Professoren vor? Aus mehr als der Hälfte der Antworten ersah man, daß die Hauptschuld daran bei den Professoren lag. Die zweitgrößte Gruppe, etwa 30 Prozent, wünschte auf diese Frage nicht näher einzugehen. Aber 326 von 1126 Studenten sagten, die Schuld liege bei der Schulorganisation. Diese erlaube ihnen nicht, sich an Menschen zu wenden, die sie um Rat fragen wollten. 174 Studenten dagegen wiesen auf den Mangel an Initiative bei sich selbst, während 131 der Befragten den Mittelweg wählten und die Schuld auf beiden Seiten suchten. Die erste Gruppe warf den Professoren vor, „sie fühlten zu wenig das Bedürfnis, die Studenten zu begreifen“, „sie gingen zu sehr auf in ihrer eigenen Arbeit“, oder „sie blieben nicht lange genug, um den Studenten Gelegenheit zu geben, mit ihnen zu sprechen“. Daran ist viel Wahres. Mir selbst ist es physisch unmöglich, meinen Studenten viel Zeit zu widmen. Ich habe deren nämlich 325. Würde ich wöchentlich jedem zehn Minuten widmen (sie wollen immer am liebsten allein kommen), so würde mich das wöchentlich ungefähr 55 Stunden kosten. Zudem sind zehn Minuten viel zu wenig.

Soweit über diese Enquete. Kehren wir jetzt noch zurück zur *Todai*. Wie sehr die japanischen Studenten auf diese Universität erpicht sind, ist wohl ersichtlich aus der Tatsache, daß viele, die schon an einer anderen Universität studieren, doch noch einen Versuch machen, in Tokio anzukommen. So gibt es an der Tokio-Universität zur Zeit Studenten, die sich unter dem etwas komischen Namen „Die Veteranen“ vereinigt haben. Es sind junge Leute, die für die Zulassung mehr als fünf Jahre gebraucht haben. Die jüngsten Mitglieder dieser Gruppe stehen in den Zwanzigern und die ältesten in der Mitte der Dreißig. Der Grund, warum die *Todai* so zieht, ist sehr einfach. Absolventen der *Todai* haben nämlich auf allerlei Gebieten viel Einfluß. Die *Todai* ist im modernen Japan fast

die einzige Pforte zum Erfolg. Natürlich muß sich ein solches Symptom für das ganze Land ökonomisch ungünstig auswirken. Es gibt nämlich in Japan viel mehr begabte junge Leute als die Absolventen der *Todai*. Aber die erhalten leider keine genügenden Chancen. Z. B.: Von allen Wissenschaftlern und Gelehrten, die im Jahrbuch der *Mainichizeitung* aufgeführt werden, besitzen 91,7 Prozent ein Universitätsdiplom (einen akademischen Titel), aber 55,2 Prozent von diesen Graduierten kommen von der *Todai*. In politischen und finanziellen Kreisen kommt die Hälfte aller Akademiker von der *Todai*. Diese Gruppe Akademiker hat also sehr viel Einfluß. Selbstverständlich kann man am besten von diesem Einfluß profitieren, wenn man an derselben Universität studiert hat. Ein Band mit derselben Alma mater ist die beste Verbindung und Beziehung, die man haben kann.

Andere Umstände, welche die Studenten, besonders die mit einem mageren Beutel, nach Tokio ziehen, sind die niedrige Kolleggebühr und die riesigen Erleichterungen, die der Universität den Beinamen „Mammut-Universität“ gegeben haben. Das von der Regierung jährlich zugewiesene Budget beträgt 4500 bis 5000 Millionen Yen. Der Stab der *Todai* besteht aus 5900 Personen, unter denen viele Gelehrte ersten Ranges sind, nicht nur dem Namen nach, sondern auch in Wirklichkeit. Mit der *Todai* verglichen sind manche Schulen, die nach dem Kriege den Rang einer Universität erhalten haben, nur armselige Institute. Bezüglich der Gebäude machen die beiden katholischen Universitäten, die *Sophia* in Tokio und die *Nanzan* in Nagoya einen ziemlich günstigen Eindruck. Was aber ihren Einfluß und Ruf betrifft, so müssen sie noch sehr bescheiden sein, und noch bescheidener müssen die Professoren sein. Das kann ich nicht stark genug betonen. Nur zu oft hat, wie ich selbst erlebt habe, das arrogante Auftreten eines katholischen Professors großen Schaden angerichtet. Überlegen wir uns vor Errichtung katholischer Universitäten gut, ob wir diese Institute mit demütigen Gelehrten besetzen können. Sonst hilft alles nichts. Auch in der Propaganda müßten wir bescheiden sein.

In Japan stehen alle Universitäten, die öffentlichen sowohl wie die privaten, unter Aufsicht von halboffiziellen Kommissionen und dem Unterrichtsministerium, die ihre Lehrpläne gutheißen müssen und, wo es sich um öffentliche Einrichtungen handelt, die Gelder verteilen. In der Praxis hat das Unterrichtsministerium, das heimlich die schwachen, neuen, örtlichen Universitäten unterhält, relativ wenig zu sagen über die großen nationalen Einrichtungen, die eine strikt interne Verwaltung und Leitung haben. Während der Besatzung suchten amerikanische Funktionäre, den Einfluß sowohl des Unterrichtsministeriums als auch der großen nationalen Universitäten zu schwächen. Aber sie haben die japanische gesetzgebende Macht nie bewegen können, ein Gesetz zu erlassen zugunsten einer demokratischen Kontrolle über alle staatlich subventionierten Universitäten durch gewählte Kuratorien. Die staatliche Tokio-Universität widersetzte sich erfolgreich jeder Veränderung bezüglich des unabhängigen Status der früheren kaiserlichen Universitäten. So sind

diese jetzt weder dem Willen der Regierung noch dem Willen des Volkes direkt unterworfen. Dank dieser unabhängigen Stellung wurde die Politik von den großen Universitäten ferngehalten, so daß diese in einem Lande voll Bürokratie und Vorschriften erstaunlich frei sind. Leider muß man sagen, daß diese großen nationalen Universitäten nicht völlig frei geblieben sind von intellektuellem Hochmut und von Manko an Verantwortlichkeitssinn bezüglich des öffentlichen Lebens.

Man hat den Eindruck, daß die Amerikaner nie vollständig in den japanischen elfenbeinernen Turm eingedrungen sind. Zwar haben sie an der Außenseite dies und jenes verändert, aber das wesentliche japanische Innere ist geblieben. Hiervon sind in den Augen eines Außenstehers die zu weit durchgetriebene Spezialisierung und die Unordnung die verderblichsten Eigenschaften.

Die japanische Universität ist nur allzusehr der Ort, wo Gelehrte ihrer Untersuchungs- und Forschungslust frönen. Wohl geben jetzt alle Universitäten Kurse in den Humaniora und in der Sozialwissenschaft. Aber dieser Unterricht ist jüngeren Lehrern aufgetragen, während die erfahrenen und älteren Professoren ihre verborgenen, ja zuweilen fast geheimnisvollen Untersuchungen fortsetzen.

Diskussion ist während der Vorlesungen nicht möglich, weil der Professor die ganze Zeit nötig hat, um seinen Stoff in Diktiertempo vorzulesen. Die Kollegien sind denn auch oft recht trocken. Weil die meisten Kurse nur einmal wöchentlich in anderthalbstündiger Vorlesung gegeben werden, begreift man leicht, daß die meisten Studenten zehn oder mehr Gegenstände in Angriff nehmen. Nur sieht man nicht so leicht ein, wie sie davon viel Nutzen haben können.

In Japan kann man, wie wahrscheinlich überall im Osten, systematischen und deutlichen Unterricht nur wenig respektieren. Zu große Klarheit des Lehrers wird, so kommt mir vor, sogar als Zeichen von Oberflächlichkeit angesehen. Nach Konfuzius darf der Lehrer seinen Studenten nur einen „Winkel“, nur einen Blickpunkt des betreffenden wissenschaftlichen Gegenstandes zeigen; die anderen drei „Winkel“ muß er ihnen selbst überlassen. Vielleicht denkt ein japanischer Professor, der z. B. Ökonomie doziert, an diese alte Regel, wenn er gleich fürs erste Jahr einen dunklen, nur für Fortgeschrittene passenden Text wählt, statt ein Buch zu nehmen, das dem Fassungsvermögen seiner Studenten angepaßt ist. Jungen, die kaum einfache englische Geschichtchen verstehen können, werden sofort mit „Hamlet“ bewirtet. Im allgemeinen lesen japanische Studenten viel zuviel von dem, was sie durchaus nicht begreifen, so z. B. auf philosophischem Gebiet lieber einen völlig unbegreiflichen Text aus Heidegger oder Sartre als eine klare Auseinandersetzung des Existenzialismus dieser beiden.

Professoren und Studenten verdienen aber alles Lob, weil sie sich trotz der nachlässigen und unordentlichen Haushaltung der japanischen Universität zu retten wissen. Die Bibliotheksbücher sind praktisch, weil schlecht katalogisiert, oft unerreichbar. Dabei scheint man der sonderbaren Auf-

fassung zu huldigen, daß eine Bibliothek mehr ein Platz für Bücher als für Menschen ist. Professoren und Studenten müssen daher ihre eigenen sehr beschränkten Mittel in Anspruch nehmen, um sich der nötigen Bücher zu bemächtigen. Die praktische Unbrauchbarkeit der Bibliothek ist nicht nur ökonomisch kostspielig, sondern fordert auch in wissenschaftlicher Hinsicht ihren Zoll. Sie macht vielleicht die Einseitigkeit in einem großen Teil des japanischen Denkens begreiflich und ebenso die Tatsache, daß der japanische Student so leicht durch Propaganda zu beeinflussen ist. Diese Art Lektüre ist in den Buchhandlungen billig zu haben. Dort kaufen die japanischen Studenten denn auch zum großen Teil ihren Lesestoff. Die Unordnung beschränkt sich außerdem nicht auf die Bibliothek, sondern kommt oft noch in der Leitung der Universität zum Ausdruck. Die von der Fakultät gewählten Präsidenten der Universität sind mächtig, bleiben aber gewöhnlich nur vier Jahre. Eine geradlinige und konsequente Führung und Leitung ist äußerst schwer zu verwirklichen, weil der gewählte Dekan jeder Abteilung nur ein Jahr im Amt bleibt, um dann denkbar eilig zu seinem Studium und Privatunterricht zurückzukehren. Jeder Dekan leitet selbständig seine Abteilung. Von Zeit zu Zeit kommen die Dekane zusammen; aber nur selten kommen sie zu einer einheitlichen Amtsführung, die die ganze Universität umfaßt. Die fruchtlosen Diskussionen können stundenlang dauern. Für die Professoren gibt es keine stringenten Normen für Notenbewertung oder für den Inhalt ihres Kurses: sie sind also praktisch autonom.

Wenn die Studenten einmal die Schwelle der Universität überschritten haben, kommen sie in den Prüfungen immer durch, es sei denn, daß sie es gar zu bunt machen. (Aber an unserer *Nanzan*-Universität lassen wir sie wohl durchfallen.) Gewisse Anzeichen deuten darauf hin, daß auch auf den anderen Universitäten in diesem Punkte eine Veränderung sich anbahnt. Als ich japanische Kollegen fragte, wieviel Studenten ich wohl durchfallen lassen könne, wurde mir gesagt, daß bei ihnen die Nichtdurchgekommenen denselben Examensstoff noch einmal erhielten, um dann sicher zu bestehen. Wenn ich mir Überbelastung ersparen wolle, würde ich am besten alle Studenten sofort bestehen lassen. Auf diese Praxis habe ich mich nicht eingelassen, weil sie meines Erachtens erzieherisch ungünstig wirkt.

Und damit kommen wir zu dem für das heutige Japan so wichtigen: „Das Gesicht wahren oder retten“. Auf der Schule bei Sportbewerben erhalten nicht nur die drei ersten, sondern öfter alle Athleten irgendeinen Preis, so daß sich niemand allzu sehr übergangen fühlt. Der „Mitschläger“ weiß, daß er verloren hat, weiß auch, daß alle andern dies wissen, tröstet sich aber mit dem Gedanken, daß seine Niederlage nicht formell bekannt wird. Ist der Umstand, daß die Gefühle und Empfindungen bei der Jugend so sorgfältig und rücksichtsvoll behandelt werden, vielleicht verantwortlich für die Tatsache, daß für den erwachsenen Japaner ein Tadel oder Verweis oft unerträglich ist? Ich habe es öfter mit-

gemacht, daß ein japanischer Arbeiter im Zug vom Schaffner ersucht wurde, sich an die Vorschriften zu halten und seine Zigarette auszulöschen. Der ganze Vorfall machte einen äußerst peinlichen Eindruck. Der Schaffner selbst war in größter Verlegenheit, um sich zu seiner Ermahnung aufzuraffen, und er wagte dabei kaum, den Übertreter anzuschauen. Auch dieser letztere hatte eine Art geistiger Marter durchzumachen. Er stand auf, rauchte trotzig weiter, bis der Schaffner das Abteil verlassen hatte, starrte äußerst verlegen hinaus, sprang von einem Bein auf das andere und begann je länger desto störrischer auszusehen. Bei der nächsten Station stieg er aus und ging, wie ich sah, in ein anderes Abteil, wo niemand Zeuge seiner Zurechtweisung und Verwirrung gewesen war. Er wußte, daß er einen Fehler gemacht hatte, aber... Die Japaner sind ein gehorsames Volk und halten sich an die Regeln und Vorschriften. Aber das Übertreten einer Regel hat verwickelte psychologische Folgen, die für alle Beteiligten peinlich sind. Es gibt keinen zweckmäßigen Apparat für den Umgang mit dem „Unerwarteten“ (dem Unverhofften, Unvorhergesehenen).

Wegen dieser Empfindlichkeit der japanischen Seele muß ich äußerst vorsichtig sein, falls ich Studenten beim Examen nicht durchkommen lasse. Ich gehe dabei denn auch sehr umsichtig zu Werke.

Japanische Universitäten lassen sich nicht mit europäischen Maßstäben messen. Infolge der starken Konkurrenz werden im allgemeinen nur die besseren Studenten zugelassen. Wenn auch die Kollegien der Professoren im allgemeinen trocken sind, so ist doch der so ungezwungene Umgang der lebendigen jungen Menschen miteinander eine sehr bereichernde Erfahrung, die die unregelmäßige Situation des förmlichen Unterrichts mehr als ausgleicht und wettmacht. Das Auftreten der Studenten finde ich immer lebendiger und angenehmer als das der Professoren. Letztere scheinen mir so melancholisch zu sein. Sonderbarerweise scheinen Melancholie und ein trauriges, trübseliges Gesicht als ein Beweis großer Gelehrtheit und als ein Zeichen höherer Sittlichkeit zu gelten. Trübsinn, Schwermut und Melancholie gelten als eine Art Tugend und werden in intellektuellen Kreisen öfters mit Tiefsinnigkeit verwechselt. Hier liegt vielleicht die Erklärung für den ungewöhnlichen Erfolg, den Schriftsteller wie Poe, Kafka, Eliot, Sartre, Greene, Camus, Sagan und ihre Schüler in Japan haben. Jedoch ist der Trübsinn des *sensei*, des Lehrers, nicht herb oder sauer: Der japanische Lehrer läßt seine persönliche Bitterkeit nicht seine Studenten entgelten.

Man sollte nun erwarten, daß die Beziehungen zwischen Studenten und Professoren in Japan vertraulicher seien als in Europa. Das ist aber nicht der Fall. Das Verhältnis bleibt äußerst formell. Wenn ich Gelegenheit gebe, Fragen zu stellen, wird meistens kein Gebrauch davon gemacht. Frage ich selbst etwas, so erhalte ich keine Antwort. Ab und zu gibt es einen mitfühlenden Studenten, der dem Fremdling Behagen bereiten möchte und darum eine Frage formuliert. Aber schon durch die Art und Weise, wie er dies tut, und am allgemeinen Unbehagen der Zuhörer

merkt man, daß er eigentlich eine Unhöflichkeit und Unmanierlichkeit begeht. Wer eine Frage stellt, gibt damit zu erkennen, daß der *sensei* sein Werk nicht gut getan hat, oder, was noch schlimmer wäre, der Lehrer sollte mal die richtige Antwort nicht wissen können; dann wäre der Fragesteller verantwortlich für die peinliche Tatsache, daß der Lehrer sein Gesicht verlieren würde. Dasselbe Gefühl entsteht, wenn ich meinen Studenten eine Frage vorlege. Dann bin ich natürlich der Unhöfliche. Die Studenten stieren dann einfach gemächlich vor sich hin und tun so, als ob sie nicht existierten. Wenn ich sie anschau, wenden sie den Blick zur Seite. Sie meinen es unbezweifelt gut; aber ihre Gefühle sind wohl etwas kompliziert und sie wissen sich nicht zu helfen. Sie wollen ihr Gesicht nicht durch eine verkehrte Antwort verlieren; sie wollen auch nicht, daß ich, als für die verkehrte Antwort verantwortlich, mein Gesicht verliere, und ebensowenig wollen sie sich vor ihren Mitstudenten hervortun. Es ist also eine ziemlich komplizierte Situation. Schließlich gebe ich selbst mir dann die Antwort und füge lächelnd hinzu, daß auch sie es wohl wüßten, aber aus demütiger Bescheidenheit schwiegen. Ich kann sie wohl etwas auflockern, indem ich den Unterricht mit Witzen und Scherzen etwas würze. Von diesem Mittel mache ich denn auch reichlich Gebrauch. Dann werden die Zungen wohl etwas gelöst und die Atmosphäre wird viel angenehmer.

In ideologischer Hinsicht sind die japanischen Universitäten überraschend einförmig. Die wichtigsten Einflüsse auf das Denken gehen vielleicht aus von den traditionellen östlichen Begriffen, von der modernen Philosophie *Nishidas*, von den europäischen und besonders deutschen Ideen des neunzehnten Jahrhunderts und vom Marxismus. Seit dem Kriege hat der intellektuelle Einfluß Frankreichs sehr zugenommen. Der Einfluß Hegels und Nietzsches bleibt noch sehr groß, weil die meisten Universitäten in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gegründet sind, als die deutsche Philosophie einen gewissen Höhepunkt erreicht hatte. Aber seitdem sind neue und verschiedenartige (grundverschiedene) philosophische Strömungen, namentlich der Existenzialismus, hervorgetreten. Hegel hat den Weg gebahnt für Marx, dessen Dialektik japanische Gelehrte fast nicht widerstehen können. Aktive Kommunisten findet man unter den Professoren so gut wie nicht; aber der theoretische Marxismus ist in viele Abteilungen der Universität eingedrungen, vor allem in die ökonomischen und politischen Fakultäten. Marxistische Auslegungen finden auch Eingang bei vielen, die auf mehr abgelegenen akademischen Weiden grasen, selbst bei den literarischen, naturwissenschaftlichen, technischen und medizinischen Fakultäten. Der japanische Marxismus ist jedoch nicht mit der Zeit gegangen. So ist zum Beispiel die Arbeitswerttheorie, die in der Sowjet-Union beinahe tot ist, in den meisten ökonomischen Fakultäten Japans noch vollauf lebendig.

Der politische Einfluß der Professoren wird oft überschätzt. Sie können zwar eine Menge Zeitschriftenartikel schreiben; aber diese werden meistens nur von anderen Professoren und Studenten ver-

schlungen. Sie halten sich fern von der aktiven Welt des Geschäftslebens und der Politik. Das einzige, wofür sie sich begeistern und ereifern, ist die akademische Freiheit. Keine einzige japanische Regierung ist sicher vor ihrer Kritik. Die Professoren sind für eine freie Gesellschaft; viele jedoch fürchten, daß Japan noch nicht reif für ein völlig demokratisches Regiment ist. Sie haben der heutigen Generation mehr Pessimismus als Hoffnung zu bieten, was tatsächlich eine große Schattenseite der japanischen Universitäten ist.

Die japanische Universität ist sehr empfindlich gegenüber Pressionen von seiten der Studenten. Sie hat Respekt vor den jungen Menschen und manchmal scheint sie sogar bange vor ihnen zu sein. Professoren tun manchmal alles, um ja populär zu werden. Herrscht unter den Studenten Unruhe, dann sucht man allen Forderungen, selbst den lächerlichsten, entgegenzukommen. Es können leicht Berufsunruhestifter eindringen, weil die Universität nicht gern eingreift.

Die japanischen Studenten sind beinahe besessen von politischen und ökonomischen Problemen. Außerhalb der Kollegien beschäftigen sie sich vor allem mit Themen, über die sie im Kollegsaal nicht debattieren können. Die Folge ist, daß nicht die Professoren die Studenten leiten und führen, sondern daß die Studenten die Professoren oft zu extremen Ideen verleiten.

Alles in allem aber finde ich sie ein sympathisches Völkchen. Ich arbeite sehr gern unter ihnen. Hier an unserer *Nanzan*-Universität suchen wir dem jugendlichen, etwas lockeren, aber doch überaus angenehmen Auditorium einen Einblick zu geben, wie das Christentum bestimmte Probleme anfaßt und löst. Ich gebe allgemeine Philosophie und Religionsphilosophie und behandle daneben freie Stoffe wie Religion und Ökonomie, Religion und sog. Überbevölkerung, Religion und Geschlecht und ähnliches. Was ich vor allem zu erreichen suche, ist dies, daß derjenige, der diese öffentlichen und privaten Kollegien gibt, in der Erinnerung der Studenten weiterfortlebe als jemand, der in ihre Studentenzeit eine gewisse aufklärende Atmosphäre gebracht hat. Nur dies wirkt nach und wirkt tief nach. Wenn sie den Hörsaal verlassen haben, müssen sie aufrichtig sagen können: „Das schmeckt“. Mehr glaube ich vorläufig nicht erreichen zu können. Der Einfluß wird sich vertiefen, wenn die jungen Menschen nach ihrer Studienzeit im Leben stehen. Wenn sie später wieder etwas über das Christentum hören oder lesen, treten die Studentenjahre wieder in die Erinnerung und damit dann auch eine sympathische Persönlichkeit. Wird dies nicht erreicht, dann ist wenig oder nichts erreicht. Gelingt uns aber diese unsere Absicht, dann sind viele bis zum Vorhof durchgedrungen, und es besteht dann sehr große Aussicht, daß ihre Kinder bis zur hl. T a u f e kommen und vielleicht sie selbst auch noch. Es ist jedoch äußerst schwierig, die heutige Studentengeneration bis zur Taufe zu bringen. Als Intellektuelle wissen die Studenten, daß sie bei der Taufe allerlei Verpflichtungen auf sich nehmen müssen, die in einer nicht-

christlichen Gesellschaft nicht so leicht zu erfüllen sind. Wiederholt haben Studenten mir erzählt, sie seien von dem höheren Adel und der größeren Vortrefflichkeit des Christentums überzeugt. Aber die Annahme des Christentums würde ihr Leben zu kompliziert und zu schwer machen. Mitunter spricht man gegen eine Mauer. Der Glaube ist nun einmal eine reine Gnade Gottes. Als Missionar steht man oft völlig machtlos da.

Dies ist auch der Fall hinsichtlich des unter den Studenten weitverbreiteten Vorurteils, alle Religionen seien Aberglaube oder Illusion, die einfache und einfältige Menschen zwar zufriedenzustellen könnten, nach der sie als Gebildete aber kein Bedürfnis hätten.

Wenn Studenten zu intimer Plauderei zu mir kommen — was nicht allzu oft geschieht —, weiß man meistens schon nach der ersten Unterredung: Diese da werden wohl, jene anderen dagegen (und das sind mindestens fünfzehnmal soviel) werden nicht zur Taufe kommen. Der Unterschied liegt hauptsächlich hierin, daß die ersteren beten können und auch wollen, während die letzteren das als völlig nutzlos erachten. Man bringt sie einfach nicht dazu. Die Glaubenssaat geht aber nur da auf, wo der Boden durch Gebet befruchtet wird. Ein Hindernis ist mitunter auch wohl die Sonntagspflicht, obwohl dies bei weitem nicht so groß ist wie die Notwendigkeit und Pflicht zu beten. Die intellektuellen Schwierigkeiten, die man vorbringt, sind wohl etwas oberflächlich und leicht zu lösen; z. B.: „Wie kann Gott allmächtig sein, wenn er nicht einmal ein rundes Dreieck machen kann?“ (Wir hier im Westen sprechen von einem viereckigen Kreis.) Auch kommt man wohl mit veralteten evolutionistischen Theorien.

Gefühlseinwände haben sie genug, und diese allein schon könnten den Gegenstand einer ausgedehnten Studie bilden. Ein besonders großes Hindernis ist die Familien- und Verwandtschaftssolidarität: „Ich kann doch nicht katholisch werden, während meine Eltern und Voreltern immer Buddhisten gewesen sind“. (Die Glaubensgeheimnisse als solche bilden kein Hindernis, abgesehen vielleicht von der wirklichen Gegenwart Christi im heiligsten Sakrament.)

Schließlich ist es Gott allein, der Wachstum gibt, und ist der beste Missionar der, der durch sein eigenes intensiv geistliches Leben die meisten Gnaden von oben erflehen kann. Aber dabei gilt wieder: Der Professor muß vor allem auch ein sympathischer und demütiger Mensch sein, der durch seinen heiteren Charakter, seine gediegene Kenntnis und vor allem durch seine Bescheidenheit imponiert. Anmaßung, Überhebung und Dünkel von seiten eines priesterlichen Professors sind mehr als unerträglich auf der ganzen Welt, aber ganz besonders in Japan. Ich kann diesen Punkt nicht nachdrücklich genug betonen.

Dieser Artikel über die akademische Welt Japans würde sehr unvollständig bleiben, wenn ich die japanischen Studenten im Ausland nicht erwähnte. Ich habe die Idee, daß sie in der Schöpfung des neuen Japan eine wichtige Rolle spielen werden. Nach dem Kriege ist

ihre Zahl im letzten Jahr bis zu 400 gestiegen (wobei die vielen Assistenten und Spezialisten nicht mitgerechnet sind). Von diesen 400 studieren 275 in den Vereinigten Staaten. Japan hat zweifellos Vorteil von dieser Entwicklung. Aber bei der Rückkehr der Studenten nach Japan entstehen leicht Anpassungsschwierigkeiten. Während ihres Aufenthaltes in Europa oder in den Vereinigten Staaten mußten sie zahlreichen Schwierigkeiten die Spitze bieten, z. B. dem Sprachproblem. Vor Jahren gingen viele japanische Studenten nach den Vereinigten Staaten, ausgerüstet mit einer nur sehr beschränkten Kenntnis des Englischen. Dadurch wurde der Kontakt mit ihren amerikanischen Mitstudenten erschwert und fühlten die Japaner sich oft sehr einsam. Da sie den Vorlesungen der amerikanischen Professoren nur mit Mühe folgen konnten, waren ihre akademischen Erfolge, gelinde gesagt, nur sehr bescheiden.

Ein anderes großes Problem bildete die Anpassung an die Gewohnheiten und die Lebensweise der Amerikaner. Für viele Studenten blieb diese Anpassungsschwierigkeit ein ernstes Hindernis. Schwer enttäuscht kehrten darum viele nach Japan zurück. Fälle von Selbstmord waren bestimmt keine große Ausnahme.

Seit einigen Jahren hat sich dieser Zustand einigermaßen gebessert. Es werden nur noch solche junge Leute ins Ausland geschickt, die genügende Kenntnis des Englischen und einen starken Charakter besitzen. Diese neuen Bestimmungen sind nicht fruchtlos geblieben, obwohl einige Schwierigkeiten bleiben, besonders bei der Rückkehr ins Vaterland. Es ist für viele nicht so einfach, an das im Vergleich zu Amerika technisch noch etwas rückständige Japan mit seinen beschränkten Möglichkeiten und großen sozialen Problemen sich direkt voll und ganz wieder anzupassen.

Für die Studenten der Naturwissenschaften und Technik bestehen diese letztgenannten Schwierigkeiten nicht. Diese Studenten finden wohl eine Stelle und können leicht vorwärtskommen. Aber andere, besonders weibliche Absolventen, müssen oft mit einer einfachen Bürostelle zufrieden sein. Solches Sichbescheidenmüssen weckt bei vielen ein Gefühl von Mißlungen- und Fehlgeschlagensein. Ja, sie sind ihres eigenen Vaterlandes überdrüssig und möchten es wohl sofort wieder verlassen, weil es dort in allem so ungeheuer kompliziert und umständlich zugeht und sie sich wieder in allerlei Gewohnheiten hineinzwängen müssen, die ihnen gar nicht mehr liegen.

Es gibt jedoch eine Minderzahl, die die materiellen Versorgungen daheim nicht vergleicht mit denen im Ausland. Diese jungen Menschen sind sich bewußt, daß auch Japan in mancher Hinsicht Bewunderung verdient. Und sie haben vollkommen recht. Immer wieder hämmere ich meinen japanischen Studenten ein, daß sie ihren eigenen kulturellen Untergrund nicht verleugnen dürfen und das Gute in der Lebensweise ihres eigenen Landes sehen wollen müssen. Es ist wohl sehr merkwürdig, daß ein Ausländer die japanischen Studenten auf die Schönheit und Kraft ihrer ei-

genen Kultur hinweisen muß. Mehr als einmal habe ich während meiner Vorlesungen gesprochen über das *Waka** von Kaiser Meiji:

Yoki wo tori / Ashiki wo sutete / Totsukuni ni

Otoranu Kuni to / Nasuyoshi mo ga na.

„Möge mein Volk nehmen, was gut, und verwerfen, was schlecht ist, und so nicht minder wert sein als irgendein anderes Land der Welt.“

Dabei habe ich die Studenten angespornt, die Eigenschaften der Abendländer: Selbstvertrauen, Initiative, Sachlichkeit, Akkuratess und Selbstständigkeit im Urteil zu verbinden mit den Eigenschaften der Morgenländer: mit Anmut, Sanftmut, Bescheidenheit, Selbstbeherrschung, feinem und tiefem Gefühl, freundlicher Reserve und erstaunlichem Geist von Selbstaufopferung.

Jeder japanische Student, der zum Studium ins Ausland geht, hat, so dünkt mich, die sittliche Verantwortlichkeit, nach seiner Rückkehr alles, was er durch sein Studium sich erworben hat, in den Dienst seines eigenen Volkes zu stellen. Gerade die besten Studenten sind sich denn auch der Pflicht bewußt, ihre Kenntnis vom abendländischen Leben und von ausländischen Gewohnheiten und Zuständen gebrauchen zu müssen zugunsten des Fortschritts ihres Vaterlandes. Bei keiner einzigen Gelegenheit werde ich es unterlassen, darauf zu hämmern. Nicht schwatzen, noch weniger klagen, sondern energisch anfassen! Solche Menschen hat Japan nötig. Übrigens ist das oberflächliche Kritisieren meistens verkehrt und vom Übel. Man muß die Dinge viel breiter und großzügiger sehen. Dabei läßt sich die Wahrnehmung machen, daß, während einige Japaner ihr Land herabsetzen, viele abendländische Studenten, die nach Japan kommen, die japanische Lebensweise hoch anschlagen und es im Herzen bedauern, das Land wieder verlassen zu müssen. Die japanische Kultur hat sehr schöne Werte und besitzt viele Elemente, die das Leben angenehmer machen können. Es kommt nur darauf an, welche Maßstäbe man anlegt. Die Mehrzahl der asiatischen Studenten, die einige Zeit in Japan zubringen, kehrt nach Hause zurück mit einer großen Wertschätzung der japanischen Bildung, Kultur und Zivilisation und der Reize der japanischen Lebensweise. Die japanische Kultur hat einen gewissen Charme und Zauber, dem man sich kaum zu entziehen vermag.

Was aber die japanischen Studenten an erster Stelle nötig haben, ist eine gesunde Philosophie, die ihrem Leben ein wirkliches Ziel gibt. Darum war ich sehr froh, daß Gabriel Marcel während seiner Rundreise durch Japan überall im Lande unter der Studentenschaft begierige und aufmerksame Zuhörer fand. Bis dahin waren die jungen Gebildeten gefüttert mit verdorbenem Abfall krankhafter Geister wie Sartre, Simone de Beauvoir, Gide, Dos Passos, Sagan u. a., die mit ihrem verächtlichen Pessimismus, ihrer starken Betonung des Schmutzigen und Niedrigen und

* ein Gedichtchen von einunddreißig Silben, bestehend aus fünf Zeilen mit respektive 5, 7, 5, 7, 7 Silben.

ihren immerwiederkehrenden Themata von Angst und Verzweiflung den jungen Leuten alle Lebenswertschätzung und Lebensfreude nahmen. Die japanischen Studenten haben etwas anderes nötig als erschreckende Produkte europäischen Todeskampfes. Da kam der große Philosoph Marcel mit seiner Botschaft von Hoffnung und Liebe, mit seiner leuchtenden Philosophie von der wahren (wirklichen) Existenz und der Würde des Individuums, mit seinen klaren Unterscheidungen zwischen Opfer und Selbstmord. Die japanischen Studenten haben mit gespannter und aufrichtiger Andacht ihm zugehört. Immer wieder erscheinen jetzt Bücher und Artikel über seine Philosophie*. Wenn man sich nach solchen Lichtbaken (Leuchttürmen) richtet, dann bin ich davon überzeugt, daß glänzende Fernsichten sich für das japanische Volk im allgemeinen und die japanischen Gebildeten im besonderen öffnen werden. Wenn diese gesunden Grundsätze bei den japanischen Universitäten Eingang finden, dann weiß ich sicher, daß die japanische akademische Welt eine Verjüngungskur durchmachen und eine Kraft und Frische zeigen wird wie noch nie zuvor. Dann werden die japanischen Universitäten wirklich Institute von höherer und edlerer Bildung werden im Dienste der menschlichen Würde. Das gebe Gott in seiner liebevollen Barmherzigkeit!

APARTHEID IN SÜDAFRIKA

von Ch. Bosward

Es ist fast unglaublich, was an Vorrechten, Zurücksetzung, Privilegien, Bedrückung, ja Selbstgerechtigkeit und bitterer Not in einem kurzen Wort liegen kann. Ein solch dynamisch geladenes Wort ist in der Südafrikanischen Union *Apartheid*, das wie ein Sturmwind durch die Weltpresse fegte. Dabei wurden scharfe Urteile gefällt, ohne die schwierigen Verhältnisse des Landes mit seinem Rassenproblem genauer zu kennen. Man hat die Regierung vor das Forum des Weltgewissens gefordert und Beschuldigungen und Anklagen aufgehäuft, so daß das einzigartige Land in sehr schlechten Ruf gekommen ist. Auf der andern Seite bemühte man

* Ich selber mußte wiederholt als Dolmetscher für Gabriel Marcel auftreten. Mein japanisches Buch über seine Philosophie hat einen ziemlich guten Erfolg gehabt. Leider bedeutet mein Buch (4000 Auflage) sehr wenig im Vergleich mit der Sintflut von weniger guten Büchern. Die gesammelten Schriften von André Gide z. B. haben eine Auflage von mehr als einer Million. Die Werke Malraux' und Camus' sind in 500 000 Exemplaren gedruckt, *Bonjour Tristesse* von Françoise Sagan in 300 000 Exemplaren. Dieselbe Zahl hat *Le Deuxième Sexe* von Simone de Beauvoir. Leider übersetzen die Japaner zu viel, was ihrem Heidentum entspricht.